

# Ein Aussöhnungsversuch zwischen Zürich und Bern nach dem Briefwechsel Bullinger-Myconius 1533–1534.

Von FRIEDRICH RUDOLF – Dietikon.

Zu allem Schweren, das die Niederlage bei Kappel für Zürich mit sich brachte, gehörte auch die lang anhaltende Entfremdung mit Bern. Wir wollen hier nicht urteilen, wer gefehlt hat, und wie weit gefehlt wurde; wir wollen uns damit begnügen, festzustellen, daß die Zürcher gegen Bern verbittert waren, daß sie über die „perfidia“ der Berner bitter klagten. Am 16. Januar 1532 berichtet Berchtold Haller in Bern an Butzer in Straßburg, daß der Zürcher Caspar Großmann in einer Predigt in Bern gesagt habe: „Ihr Ratsherren und Bürger von Bern, ihr habt schändlich und unehrlich gehandelt, wie ihr es vor Gott und der Welt mit möget verantworten.“ Diese Entfremdung der beiden Städte bedeutete eine große Schwächung für die sowieso arg darniederliegende Sache der Reformierten. Es braucht einem nicht wunder zu nehmen, wenn Bullinger gelegentlich verzweifelt ausrief: „Es ist Alles verloren.“

Basel und sein Antistes Myconius haben alles aufgeboten, um die beiden Städte wieder einander näher zu bringen. Der Briefwechsel zwischen Bullinger und Myconius aus den Jahren 1533 und 1534 gibt uns von diesen Aussöhnungsversuchen Basels eine lebhafte Vorstellung. Leider blieb der gewünschte Erfolg aus. Basel mußte sich damit trösten, daß es sein Möglichstes getan hatte.

Zürich konnte vieles nicht vergessen, und Bern hatte einen harten Kopf. Wohl hat die helvetische Konfession von 1536 und die Leitung der Berner Kirche durch den Zürcher Johannes Haller eine gewisse Annäherung gebracht; doch im übrigen gingen die beiden Städte ihre eigenen Wege. Jede hatte ihre besondern politischen Ziele und Aufgaben. Treffend sagt Gagliardi in dieser Hinsicht: „Es fehlte fortwährend eine Eintracht zwischen Zürich und Bern, weil Bern nach Westen schaute und Zürich nach Osten.“ Erst der Sieg der Reformierten bei Villmergen 1712 hat diese beiden Städte, die nun die geistige und wirtschaftliche Vorherrschaft übernahmen, wieder zusammengebracht. Sie wurden nicht nur territorial, sondern auch geistig wieder Nachbarn. Sie erkannten die Bedeutung jener Stunde; sie feierten — wie Dierauer sagt — Freudenfeste.

Begleiten wir nun den Basler Antistes Myconius in seinen Bemühungen. Als er am 13. August 1532 zum Nachfolger Oekolampads gewählt wurde, betrachtete dieser Luzerner es als eine seiner ersten Aufgaben, eine Aussöhnung zwischen Zürich und Bern herbeizuführen. Schon am 24. Oktober schreibt er an Vadian in St. Gallen: „Darum möchte ich dich herzlich bitten, daß du kraft deiner Autorität und deiner Beredsamkeit die Berner ermahnest, daß sie ihr Verhalten so einrichten, daß die andern ihnen freudig vertrauen können. Das wird erreicht, wenn man ihre Entrüstung wachruft, indem man ihnen den Haß der Fünf Orte ihnen gegenüber schildert!“

Am 19. November mahnt er Berchtold Haller: „Mit unermüdlichem Eifer müssen wir bestrebt sein, daß wieder die Freundschaft der Städte hergestellt werde. Die Macht des Feindes wächst; immer frecher bekämpft er uns. Unsr Trägheit und unsre Ohnmacht reizt ihn zu immer neuen Taten. Wenn wir so fortfahren, gehen wir unter. Der Geist der Eintracht, ‚spiritus concordiae‘ möge wieder zurückkehren. Der Feind ruft fremdes Kriegsvolk ins Land; darauf gründen sie ihre Hoffnung. Wo ist die Kraft unserer Väter, die brüderliche Gesinnung? Sie ist dahin, dahin. Seid stark!“

Am gleichen Tage schickt er einen zweiten Weckruf nach Bern. Den Zürcher Großmann ruft er auf, für die Freundschaft der Städte, „amicitia Civitatum“ zu werben. Basel beabsichtigt, eine Gesandtschaft nach Bern zu schicken. Wenn ein Zusammenschluß nicht gelingt, ist es um uns geschehen. Die Gegner bedrohen uns mit fremdem Kriegsvolk, mit Italienern und Spaniern. Das erste, was nottut, ist die Wiederherstellung der alten Freundschaft, „redintegratio prioris amicitiae“. Der bloße Schein einer Zwietracht der Städte steigert die Verwegenheit des Gegners.

Am 30. Dezember neue Mahnung an Großmann zur Eintracht: „Wir sind elend! Warum? Weil wir nicht einig sind. Die Zwietracht nimmt immer ein böses Ende. Bis jetzt haben wir nur die Berner beschuldigt; jetzt sehe ich, daß Alle schuldig sind. Der ‚Bär‘ ist in der letzten Tagsatzung von den Fünf Orten mit Beleidigungen überhäuft worden; wenn er jetzt nicht aufschreit, verleugnet er seine eigene Natur.“

Und endlich am Silvestertage, die traurige Lage überblickend, schreibt er klagend an Capito in Straßburg: „Wie die Dinge liegen, habe ich beinahe alle Hoffnung auf eine Verständigung aufgegeben. Wir

sind uneinig, wenn es sich darum handelt, etwas gegen die fünf Orte zu unternehmen. Wir wollen nicht hören. Keiner befolgt die Ratschläge des andern, auch wenn man inständig bittet. Die Unsern sind von Furcht und Schrecken gelähmt.“

Das ganze Jahr 1533 ist ausgefüllt von diesen Aussöhnungsversuchen des Myconius. Es ist auffallend, wie zurückhaltend zunächst Bullinger ist. Verschiedene Briefe des Myconius läßt er unbeantwortet. Am 13. Mai noch klagt er Bullinger: „Du schweigst; dadurch wächst nur der Verdacht, daß es schlimm steht. Antworte mir endlich; ich kann nicht länger warten.“

Erst anfangs August kommt der Briefwechsel zwischen dem Antistes von Zürich und Basel in Fluß; dann allerdings wird der Briefverkehr interessant und für uns ungemein wertvoll. Wir fragen uns: warum hat Bullinger anfänglich so gezögert? Vielleicht erfüllte ihn der Aussöhnungsversuch wie viele andere Zürcher mit einem gewissen Mißtrauen. Der zweite Kappelerkrieg hatte einen tiefen Graben aufgerissen zwischen den einst befreundeten Städten. Vielleicht waren auch persönliche Momente bestimmend. Nach dem Tode seines Freundes Zwingli wollte Myconius nicht länger in Zürich bleiben; er wich den Stürmen nach der Niederlage aus. Dieser Wegzug nach Basel verstimnte in Zürich. Uttinger schrieb ihm: „Ganz Zürich tadelt dich.“ Myconius hatte auch durch abschätzigste Worte den Zürchern wehgetan. Als man ihn fragte, warum er fortgehe, antwortete er „Wegen Eures Undanks“. Wie dem nun sei: ein gewisses Mißtrauen, eine Verstimmung war da. Darauf spielt ein Brief von Leo Jud an: „Ich will endlich die Starrköpfigkeit und Verstocktheit, die uns scheidet, brechen. Ein Gift zerstört unsre Liebe. Nimm uns Zürcher wie wir sind; du kennst uns doch.“

\* \* \*

Verfolgen wir nun die Bestrebungen, eine Aussöhnung herbeizuführen, an Hand der Briefe aus dem Jahre 1533.

Unter dem 16. Januar schreibt Myconius an Haller und Großmann in Bern: „Man wundert sich in Basel über Eure Stumpfheit; Ihr seid so bestürzt, daß Ihr Euch um Alles nicht kümmert, was unsre gemeinsamen Feinde ins Werk setzen. Ihr wißt Alles und doch kümmert Ihr euch nicht um den Zusammenschluß. Ihr wißt: Walliser, Eschentaler, Savoyer wollen gegen Bern ziehen, die fünf Orte gegen Zürich, die

Spanier und Italiener gegen Konstanz und dann gegen Zürich. An Ermahnungen von guten Männern fehlt es Euch nicht. Warum schläft Ihr? Legt ab Eure Sorglosigkeit. Werdet eifrig; schaut Euch nach Hilfe um. Der Feind ist bereit. Schließt ein Bündnis mit Zürich ‚facite concordiam cum Tigurinis‘.“

Am Tag darauf, am 17. Januar, an Uttinger in Zürich: „Zürich könnte auswärtige Hilfe haben; der Landgraf von Hessen wäre bereit. Aber Zürich sagt kein Wort über ein solches Bündnis. Wir müssen wegen Eurer Gleichgültigkeit zu Grunde gehen. Die evangelischen Städte sollen sich beraten; Basel wird nicht zögern.“

Am 9. Februar Myconius an Bullinger: „Was nützt es, daß wir vorgeben, in der Lehre einmütig zu sein, wenn wir in allen andern Dingen so uneinig sind. Arbeiten wir für die Concordia!“

Bullinger hat Myconius darauf geantwortet; der Brief scheint verloren. Hier die Antwort des Basler Antistes vom März: „Ich höre von den Zürchern Dinge, die mich sehr schmerzen. Dein letzter Brief gibt uns keine Hoffnung, so daß ich beinahe an Euch verzweifle. Ihr wollt Jenen nachgeben, bei denen es in göttlichen Dingen kein Recht und keine Gerechtigkeit gibt. Woher dieser Euer Entschluß, wenn nicht aus der Angst? Wenn Ihr euch fürchtet, dann ist kein Glaube und keine Wahrheit in Euch. Habt Ihr den Frieden verletzt, wenn Ihr in Eurem Hoheitsgebiete Gesetze erläßt, oder haben die Gegner den Frieden verletzt, wenn sie Euer Recht unterdrücken wollen, wenn sie Euer Tun als lügenhaft und gottlos hinstellen? Dürft Ihr auf Eurem Gebiete nicht tun, was Euch beliebt? Wenn mich nicht Alles täuscht, fehlt es Euch an Mut, der auf dem Glauben ruht. Es fehlt Euch an Klugheit; Ihr wollt auf die Verständigen nicht hören. Ihr habt um Rat gebeten; er wurde Euch gegeben. Als die Zeit da war, ihn zu gebrauchen, habt Ihr ihn verworfen. Wer wird Euch künftig noch einen Rat erteilen? Wer wird Euch noch zutrauen, daß Ihr für Glaube und Gerechtigkeit ernstlich eintreten werdet? Ihr seid jetzt unglücklich, weil Ihr auf unsre guten Ratschläge nicht gehört habt. Wir sind unglücklich, weil unser Rat nichts vermochte. Was habt Ihr heute für Leute an der Spitze Eures Staatswesens? Der neue Glaube fehlt ihnen.“

Und dann anfangs Mai: „Ich bin ganz verwirrt; man meldet das Schlimmste über Euch. Ich hänge so an den Zürchern, daß ich nicht leichtfertig glaube, wenn man über sie Böses berichtet. Ist es wahr, daß Ihr mit den fünf Orten ein Bündnis geschlossen habt?“

Bullinger schweigt. Weitere Briefe des Myconius; wieder schweigt er. Endlich, am 17. Juli bricht das Eis. Bullinger beantwortet verschiedene Fragen, die Myconius in einem Schreiben vom 19. Juni gestellt hat. Doch über die Vorgänge in Zürich berichtet er nichts!

Am 20. Juli meldet Myconius: „Ich habe dich gebeten, mir zu berichten, was in Zürich vorgeht. Du schreibst darüber kein Wort. Ich ahne das Schlimmste. Du wagst es nicht, oder es schmerzt dich, über die Ungerechtigkeit der Vielen zu berichten. Du hast eine schwere Aufgabe.“

Mit dem Schreiben vom 18. August beginnt Bullinger dem Basler Antistes sein Herz aufzuschließen. Wir horchen mit höchster Spannung. Wie die meisten Briefe Bullingers, so ist auch dieser kurz und sachlich; man muß zwischen den Zeilen lesen können.

„Die Geschäfte haben mich bis jetzt verhindert, dir öfter zu schreiben; auch jetzt will ich mich kurz fassen. Das alte Sprichwort ist nur zu wahr ‚über die Unglücklichen wird immer das Schlimmste erzählt‘. Wir sind allerdings unglücklich; doch das Schwere liegt ganz anderswo als man vermutet. Erstens besteht die Hoffnung, daß wir uns mit den Franzosen nicht einlassen; daß unsre Gesandten, sonst gute Leute, einige Kronen annahmen, und was in dieser Angelegenheit geschah, weißt du. Was die Vertreibung der Flüchtlinge anlangt, verhält sich die Sache anders als du vernommen. Daß gegen Bern von den Unsern etwas unternommen wird, davon wissen wir nichts. Das ganze Zürcherland, überhaupt alle Zürcher, sind den Bernern so gut gesinnt, daß eine Verschwörung der Wenigen, von der wir übrigens nichts wissen, kaum etwas schaden kann. Wir verzweifeln nicht an der göttlichen Gnade; wir hoffen auf bessere Zeiten. Einmal hat uns Gott gedemütigt; er wird uns zu seiner Zeit wieder erhöhen. Wir begehren übrigens keine weitere Erhöhung, als daß er uns von der Knechtschaft gewisser Leute befreie.“

Am letzten Augusttag folgt ein zweiter Brief Bullingers nach Basel: „Wir müssen laut schreien gegen das französische Gold. Wenn es wahr ist, wie ich höre, gibt es in der Innerschweiz große Parteiungen; die Einen sind für den Kaiser, die Andern für den französischen König. Bei uns in Zürich gibt es auch genug Parteien: die Einen werben für die Wiedertäufer, die Andern für die katholische Sache, eine dritte Gruppe bemüht sich um sonst eine neue Bewegung. Es ist also kein Bedürfnis nach einer kaiserlichen oder französischen Partei. Die Un-

sern versprechen, daß sie sich selber beschützen wollen. Wir wachen aufmerksam.“

Am 21. September klagt Bullinger, daß Myconius schon lange nicht mehr geschrieben habe: „Ich kann nicht glauben, daß du uns entfremdet bist. Ich zähle dich zu meinen besten Freunden.“

1. Oktober: Myconius an Bullinger: „Dein Brief vom 21. September hat mich gefreut. Wenn du nach meinen Briefen ein Verlangen hast, so ist das ein Beweis, daß du mich liebst. Auch ich liebe dich und verehere dich. Basler Ratsherren, die auf dem Zürcher Fronfastenmarkt waren, haben Dinge erzählt, die mich nicht freuten. Die Gleichen, die Zürich eine so schwere Niederlage zugefügt, hat man mit Pauken und Trompeten durch die fröhliche Stadt geführt; der Zürcher Magistrat hat sie mit Liebe und Ehrenbezeugungen in der Stadt herumgeführt! Sei du wenigstens eifrig, streng, unnachgiebig gegen diese Wölfe, die in die Herde einfallen.“

Bullingers Antwort auf dieses Schreiben lautet unter dem 18. Oktober: „Deinen liebevollen Brief habe ich mit großer Freude empfangen; ich ersehe daraus, wie deine Hingabe an mich und die Fürsorge für die Kirche täglich wachsen. Nach deiner Ermahnung wachen wir, soviel wir können und in dem Maß, als es uns von Gott geschenkt wird. Dieser Tage haben einige Gegner Klage geführt, weil Leo Jud und ich jene Verbrüderung mit den Innerschweizern, ihr Fressen und Saufen, etwas schärfer getadelt haben. Der Rat mißbilligte das Vorgehen der Gegner, wies die Klage zurück, wenn auch nicht in der sonst würdigen Form; er befahl uns, ruhig fortzufahren in der Wortverkündigung und im Tadel der Laster. Unsre Gegner waren: Liechty, Krieg, Beltzinger, Boßhart, Füßli, Boledt, Holtzhalb und Andre. Wir sehen, daß uns Allen irgend ein Verderben droht, daß das Unglück näher ist als Manche glauben. Wir nehmen Gottes Wort kühl auf; unsre Gegner dagegen fahren in glühendem Eifer fort. Sie verkaufen das Vaterland für Gold. Die Unsern ermahnen die Innerschweizer, den Bündnissen fern zu bleiben und das Joch der Fürsten abzuschütteln; doch es ist Alles umsonst. Obwohl Viele an uns verzweifeln; ich verzweifle dennoch nicht. Die Mehrzahl der Unsern verabscheut ihr Gold; wir setzen uns zur Wehr gegen jene Bemühungen, uns mit dem französischen König zu verbinden. Ich sehe, wie heute überall Betrug, Korruption, Geldgier und Unrecht herrschen.“

10. November: Myconius an Bullinger: „Das Böse ist an der Ar-

beit; die Guten tun nichts. Als ich dieser Tage einen rechtschaffenen Mann fragte, was der Zürcher Rat in der Solothurner Angelegenheit tue, sagte er: „Man höre nichts Gutes; was sollte man hören?“ Haab sagte kürzlich in Baden: „Wir werden der Pfaffen wegen noch hinter einander kommen.“ Wenn Haab so redet, der doch an der Spitze unsrer Bewegung steht, was kann man von den Andern erwarten? Sind wir wirklich die Ursache des Streitiges, kommt das Elend von uns?“

16. November: Bullinger an Myconius: „Nichts ist mir in meinen Kämpfen angenehmer, als wenn ich von dir und andern braven Männern Briefe erhalte. Die neue Gefahr für die Schweiz quält mich unsäglich. Alles droht unterzugehen; möge uns Gott aus diesem Elend erlösen. Wir sind eifrig an der Arbeit, nicht ganz vergeblich; aber wir haben auch nicht den Erfolg, den wir wünschen. Mögen Viele an uns Zürichern verzweifeln, ich tue es nicht. Wir haben im Rate Einige, die nach beiden Seiten hinken; doch die Kirche ist lauter und standhaft. Wir fürchten den Krieg, weil die letzte, jammervolle Niederlage uns Alle sehr geschwächt hat. Die brennende Wunde ist in vielen Herzen noch nicht vernarbt. Es sind sogar die besten Männer, die befürchten, daß unser Glaube völlig vernichtet werde, wenn es noch einmal zum Kriege kommt. Wenn ich schon mahne, man müsse besser auf der Hut sein, je größer die Gefahr, um so wachsamer sein, sonst drohe uns eine neue Niederlage, dann antworten sie: ‚Wir tun unser Möglichstes.‘ Man rüstet in der Stadt und auf der Landschaft, um feindliche Einfälle aufzuhalten. Was dann, wenn keine Hoffnung auf Frieden mehr vorhanden ist? Was du von Haab schreibst, habe ich mir gemerkt; du mahnst nicht umsonst.“

4. Dezember: Bullinger an Myconius. Er gibt eine Übersicht über die verworrene politische Lage in der Schweiz. Dann fährt er fort: „Die Innerschweizer haben überall ihre Kundschafter; sie erfahren Alles; sie können schweigen, besonders, wenn sie rüsten. Bei uns wird Alles ausgeschwatzt. Sie sind über Alles gut unterrichtet, ‚wir allwäg nütt vernämind, wenn sy sich rüstind““. Dann klagt er: „Wir sind nit zemme ze bringen; so trowt gheiner dem anderen nütt.“

Will man eine Angelegenheit im Stillen erledigen, so schreit das Volk nach Auskunft; übergibt man die Sache nicht verschwiegenen Männern, so wird Alles ausgeplaudert. Daraus entsteht eine heillose Verwirrung. Wir werden mit den Unsern untergehen; nirgends Einheit; es fehlt an Mut. Die Wenigen, die Mut haben — wenn sie etwas unter-

nehmen — kommen zu keinem Ziele. Immer müssen die Guten zahlen, und die Schelme kommen davon: „die truckend dann alles unter“. Das ist unsre Not. Es gibt in der Welt wenig Aufrichtige, „hüt also — morn also“. Bullinger schließt mit der bitteren Klage „Da will ghein radtschlagen nüt haelfen; es gadt alles hindersich“. Es ist um die Schweiz geschehen: „Fuimus Troes“.

Vor 12. Dezember: Myconius an Bullinger: „Basel wählt Abgesandte nach Bern, um eine Aussöhnung zwischen Zürich und Bern zu bewirken. Wird Zürich auch Jemanden schicken?“

12. Dezember: Bullinger an Myconius: „Seit dem letzten Brief haben wir eine neue Wunde empfangen; ich weiß nicht, wie ich den Schmerz lindre. Andreas Faber (Schmid), der Sohn des Bürgermeisters, ist in den Rat gewählt worden, obschon wir uns öffentlich dagegen wehrten. Cerberus, du weißt, daß ich den ‚Rüden‘ meine, schickt so seine Leute in den Rat. Niemand von den Unsern setzt sich gegen diese verwegene Unternehmung mit tapferer und unerschrockener Seele zur Wehr. Man täuscht das törichte Volk. Ich würde mich in diese Sache nicht mischen, wenn ich wüßte, daß der Rat aus rechtschaffenen Leuten sich zusammensetzte. Öffentlich bekennen sie sich zu unserm Glauben; aber ich fürchte, daß Heuchelei und böse Absicht im Spiele seien. Dieser gottlosen Bande wächst der Mut; die Kirche geht stürmischen Zeiten entgegen. Die Unsern leben in einer kindischen Leichtgläubigkeit und Sicherheit, in einer sündhaften Gleichgültigkeit. Man kann sie mahnen, aufrütteln, schütteln, sie wollen aus ihrem Tiefschlaf nicht aufwachen. Ich schäme mich für die Unsern; es ekelt mich an. Bis zur Stunde habe ich nichts darüber erfahren, ob die Unsern Boten nach Bern schicken.“

14. Dezember: Bullinger an Myconius: „Den letzten Brief schrieb ich in großer seelischer Verwirrung; doch jetzt fühle ich mich wieder etwas erleichtert. Gestern, am 13. Dezember, wurden gegen die Stimmen unsrer Gegner die Besten in den Rat gewählt: Nicolaus Brunner, ein gewisser Schneeberger, kein schlechter Mensch, und aus dem Rat der Zweihundert andre rechtschaffene Männer. Auch das französische Gold hat mitgespielt; wenn es wahr ist, werde ich berichten.“

20. Dezember: Myconius an Bullinger: „Unsre Boten waren in Bern und haben eifrig unterhandelt in Sachen einer Verständigung. Basel hat diese Gesandtschaft nach Bern geschickt, weil es erkannte, daß unsre Zwietracht und unser hervorstechendes Laster: einander zu be-



schimpfen und das Schlechteste zuzutrauen, die Stärke der fünf Orte ausmacht und ihre Herrschaft über alles Gute begünstigt und mehrt. Die Berner erklärten sich bereit, nach Zürich zu kommen, wenn zu Gunsten des Evangeliums und zum Nutzen Aller etwas getan werden kann. Unser Bürgermeister Meyer wird nun am Nächsten Samstag oder Sonntag nach Weihnachten nach Zürich kommen, um in dieser Sache zu unterhandeln. Mögen diese Verhandlungen zur Ehre Gottes und zur Förderung des Evangeliums ausfallen. Da nun beinahe Alle, mit denen Bürgermeister Meyer in Zürich vertraut und befreundet war, in der Schlacht gefallen sind, weiß er nicht, an wen er sich zunächst wenden soll, wem man vertrauen darf.“ Bullinger soll sich der Sache annehmen und „gute, bewährte, verschwiegene“ Männer nennen, mit denen man im stillen beraten kann, bis die Angelegenheit zur öffentlichen Verhandlung komme. „Vertrauensmänner teile Alles mit; gegenüber den Andern bewahre Stillschweigen“. Auch in den Predigten soll man zur Aussöhnung mahnen, obwohl schwer gefehlt wurde, „quamvis graviter quis in alium peccaverit“.

Und nun kommt einer der schönsten und lehrreichsten Briefe, die das Zürcher Staatsarchiv besitzt; er befindet sich im Band E. II. 342. B. 19. Der Absender fordert den Empfänger auf, ihn nach der Lektüre zu verbrennen. Zum Glück geschah das nicht.

22. Dezember: Bullinger an Myconius: „Dein letzter Brief hat mich gefreut; möge Gott es zu einem guten Ende bringen. Was in meiner Kraft liegt, will ich tun. Ich habe den Eindruck, daß etwas Gutes daraus erwachsen kann. Sollte aus einem solchen ehrlichen, treuen und freundlichen Werben nichts werden, so wäre unser Untergang beschlossen. Bis jetzt habe ich mich öfters in dieser Angelegenheit bemüht; doch vergeblich. Ich habe eine Zeitlang überhaupt am Erfolg gezweifelt. Da ich jetzt andre und bessere Mittel sehe, fange ich wieder an zu hoffen.

,Was ir (Basler) nit ze wegen bringend  
das bringt niemand's ze wegen.  
Basel ist Zürych anem  
nit nur das sy uff dem berg (Gubel)  
mit innen geliten, sunder ouch sunst.‘

Was Euer Verlangen anbetrifft, daß ich Euch Männer nenne, mit denen Bürgermeister Meyer unterhandeln kann, so verhält sich die

Sache also: ‚Wenn es sich nur um den Glauben handelte, daß man steif dabei bleiben wolle, gegen alle Anfechtungen, so wäre es eine geringe Sache, Euch viele Namen zu nennen. Da es sich aber um die Berner handelt, so liegen die Dinge nicht so einfach; es bedarf reiflicher Überlegung, wem man sich anvertrauen kann.‘

Erstens haben wir Leute unter uns, die dem neuen Glauben nicht günstig gesinnt sind und lieber wieder den ‚alten Irrtum‘ möchten. Sie dürfen es zwar nicht merken lassen. Wenn sie aber einen Anlaß finden zu stören, so sparen sie nicht. Sie sehen, daß es unserm Glauben schadet, wenn wir getrennt sind — da wir doch ein Leib sein sollten — und das mißfällt ihnen nicht. Sie müßten sehr besorgt sein, wenn eine Einigkeit unter uns erreicht würde. Sobald sie etwas dergleichen merken, fangen sie an zu ‚zablen‘. Sie werden sagen: ‚Sie seien durchaus nicht gegen diese Einigungsbestrebungen wegen des göttlichen Wortes; aber vor den Bernern müsse man sich hüten, ‚goumen‘. So verdrehen sie die ganze Angelegenheit. Sie werden sagen: ‚Bern hat uns nicht nur einmal, sondern immer zu Fall gebracht; so im Zürcher Krieg und im letzten Krieg. (Randbemerkung: et re vera, sic habet = und fürwahr, so ist es.) Was sollen wir um des Evangeliums willen uns mit Denen zusammenschließen, die im letzten Krieg uns und andre brave Leute beinahe um das Evangelium, ja um Leib und Gut gebracht haben.‘ Das ist Alles noch in frischer Erinnerung — und zum Teil — nur zu wahr.

Es gibt eine zweite Gruppe von Leuten, die neigen auch dieser Meinung zu, statt zu einer bessern. Dann gibt es eine dritte Gruppe: brave Leute, Kinder des Lichtes, aber in den Dingen der Welt unerfahren. Sie verstehen nicht gründlich, um was es geht,

‚die nüw wunden schmirtzt sy ze seer‘.

Der hat den Sohn, der den Vater, der den Bruder verloren. Wenn ich bis jetzt versucht habe, ihren Grimm zu besänftigen, so gewann doch immer wieder die Bitterkeit die Oberhand.

Aus dem Gesagten erkennt Ihr sicherlich, in welcher geistigen Verfassung Ihr zunächst die Unsern hier finden werdet. Doch ‚erschreckend nit‘. Ich muß Euch doch gründlich unterrichten. Die dem Evangelium nicht günstig gesinnt sind — die Heuchler — werden ‚widerwärtig‘ sein; sie werden die Treulosigkeit der Berner — perfidia Bernensium —

zum Vorwand nehmen. Die dem Evangelium Ergebenen, die Gutgesinnten werden auch ‚den schaden im hertzen und die untrüw, die man ihnen erwiesen, merken lassen‘.

Was nun die Personen betrifft, die das Vertrauen verdienen, ist folgendes zu sagen: Herr Bürgermeister Walder will sich in keine Sache zu sehr einlassen. Herr Bürgermeister Röst will dem Evangelium wohl; aber auf Bern ist er verbittert. Aus welchem Grunde?

‚Als der Feind gegen Horgen zog und gegen alle Zusage anfang das Seeufer zu plündern; als das Zürcher Panner, das zu Bremgarten lag, bei Nacht aufbrach und mit Jammer gegen Horgen zog, um das Ihre zu retten; da wurde Herr Röst nach Bremgarten geschickt zu den Bernern. Ihre ganze Macht lag noch unverletzt dort. Röst bat die Berner um Gottes und Christi willen, um des Glaubens, der Bünde, des Burgrechts willen, um der Frauen und Kinder willen, sie möchten doch helfen. Sie möchten dessen eingedenk sein, was Zürich bei Murten und an andern Orten für Bern getan habe. Bern möge jetzt helfen und in Zürich einziehen. Die Berner sollen in ihren Betten liegen, ihr Brot essen, ihren Wein trinken; die Zürcher wollen unter freiem Himmel liegen. Wofern das Bern nicht tue, so falle das Seeufer von ihnen ab, und sie müßten einen Frieden schließen, der ungöttlich sei. Wenn dagegen die Landschaft sehe, daß die Berner in Zürich sind, dann haben sie die Hoffnung, noch zu einem ehrlichen Frieden zu kommen. Herr Röst redete mit solchem Ernst, daß er und die Andern mit ihm anfangen zu weinen. Doch es war Alles umsonst. Bern wollte ihnen weder raten noch helfen. Man gab Röst die Antwort:

‚Sy wärend im wyß und witzig gnug;  
sy hättends angehept; achtend wol,  
sy köndtens wol usmachen‘.

Herr Röst antwortete, er wolle das sein Leben lang nicht vergessen. Das ist das eiternde Geschwür! ‚Hoc omnium nostrum ulcus‘. Wir achten gering, daß sie auf dem Gubel nicht mit uns kämpften, daß sie anderswo nichts getan haben; aber daß gleich nachher die Landschaft abfiel, daß sie einen Frieden annehmen mußten, der nicht sein sollte, der sie um Leib und Gut brachte — und noch täglich bringt — das hätten sie allein wohl verhüten können.

Ein weiterer Vertrauensmann ist Meister Ochsner, Oberster Meister,

er ist jedoch für diese Angelegenheit zu alt; ebenso Meister Binder. Auf diese kann man keine großen Hoffnungen setzen. Meister Haab ist redlich; er hat aber seinen Bruder verloren. Sodann hat ihn in Baden der Berner Bote gereizt, als er zu ihm sagte: ‚Gott laß uns den Tag nicht erleben, da Bern einen Frieden hat wie Zürich.‘ Haab wurde darüber böse und ist etwas verbittert. Die Werdmüller haben einen Sohn verloren; Meister Dumysen den Vater und zwei Brüder, so daß Beide etwas ungeduldiger sind.

Kurz, wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, so dünkt mich, es sei das Beste, wenn Euer Bote hierher kommt, daß er zu Niemanden geht als zu Bürgermeister Röyst. Mit ihm soll er sich besprechen; ihn bitten und ermahnen, das Beste zu tun. Dieser wird dann die Räte und Bürger versammeln; ihnen mag dann Euer Bürgermeister seine Ansicht in allem Ernste vortragen. Ich habe Euch geflissentlich geschrieben, was die Unsern unangenehm berührt, damit Euer Bote darüber hinweggeht. Es dünkt mich auch gar nicht fruchtbar, daß er sich mit einzelnen Personen bespricht; mit dem allgemeinen Rat kommt man am ehesten ans Ziel. Wenn er mit einzelnen Personen sich vorher unterhält, besteht die Gefahr, daß das Stillschweigen nicht gewahrt wird; und das würde der Sache eher schaden. Man würde weiß Gott was dahinter vermuten. Ich werde auch die bearbeiten, die im Rate einen Einfluß haben und versuchen, Herrn Röyst umzustimmen. Inzwischen soll Niemand etwas erfahren, weder hier noch bei Euch, daß ich von der Verabredung etwas weiß. Und noch Eines: es wird ein neuer Argwohn entstehen, man unterhandle miteinander, um einen neuen Krieg herbeizuführen; solche Meinung muß zurückgewiesen werden und dargetan werden, daß man solches unternehme, um einen Krieg zu vermeiden. Wenn die Feinde sähen, daß wir gespalten sind, würden sie um so eifriger zum Angriff übergehen; sehen sie aber unsre Verbundenheit, werden sie vorsichtiger sein. Ich teile dir das Alles mit unter dem Siegel größter Verschwiegenheit. Du weißt jetzt, was du zu tun hast. Hast du den Brief gelesen, so verbrenne ihn. Grüße mir meinen besonders geliebten Bürgermeister Jakob Meyer. Achte nicht, daß ich einen so langen Brief geschrieben; ich hab es treu gemeint.“

Wenn man diesen Brief überdenkt, so kommt man zum Schluß, daß einfach die Vorbedingungen für eine Verständigung nicht da waren. Die Erinnerung war noch zu frisch, und die Wunde schmerzte noch zu sehr. Es brauchte eine lange Zeit, um über die Enttäuschung und Ver-

bitterung hinweg zu kommen und um das tiefe Mißtrauen zu überwinden. Bullinger fühlte das sehr wohl; und dennoch hat er einen ehrlichen Versuch gemacht. Das ehrt ihn. Bürgermeister Meyer hat eine denkbar unangenehme Aufgabe übernommen; doch wenn es jemand wagen durfte, dann nur der Vertreter Basels. Diese Stadt war den Zürchern angenehm — nach Bullingers eigenen Worten; sie hatte mit Zürich auf dem Berge gelitten. Wenn der Erfolg doch ausblieb, so lag es nicht an Basel.

31. Dezember 1533: Bullinger an Myconius: „Obwohl die Antwort der Unsern, die Eurem Bürgermeister gegeben wurde, nicht so recht befriedigt hat, so möchte ich doch nicht, daß Ihr verzweifelt. Man muß jetzt erst recht die Hand ans Werk legen. Wenn Ihr davon absteht, so gereicht es Euch und uns zum Nachteil. Ermahne die Deinen, daß sie unermüdlich fortfahren. Die Antwort der Unsern lautete also:

„Haben die Berner in unserm Unglück vielleicht ungerecht an uns gehandelt, so wollen wir das Gott anheimstellen. Wir haben keinen Unwillen gegen sie; wir halten sie für getreue, liebe Eidgenossen. Wofern Bern oder Basel den Antrag stellen, sei es in Baden oder anderswo zu tagen, soll man ‚früntlich losen‘ und darüber weiter berichten. Wo aber nichts vorgebracht wird, soll man schweigen.“

Das war der einstimmige Beschluß, die schmucklose Antwort. Der Grundstein für eine Concordia ist gelegt. Mögen die Euren jetzt nicht nachlassen in ihren Bemühungen; mögen die Berner aufhören: Berner zu sein — d. h. ‚anmaßend und schroff‘ = arrogantes et praefracti.“

Im gleichen Sinne schreibt Bullinger am 3. Januar 1534 an Vadian in St. Gallen: „Der Basler Bürgermeister verlangte vorderhand weiter nichts, als daß die Zürcher den Bernern verzeihen, wenn sie über irgend eine Verfehlung oder Nachlässigkeit sich zu beschweren hätten; ferner möchte sich Zürich willig und bereit finden, wenn über eine christliche Einigung ein Vorschlag gemacht werde. Es wurde Basel die einstimmige Antwort erteilt: ‚Wir lieben die Berner und haben keinen Haß gegen sie. Wenn sie in irgend etwas nachlässiger gehandelt, so vergeben wir ihnen. Wenn irgendwie Vorschläge gemacht werden, weigern wir uns nicht, zu hören. Wir hoffen also, daß wir uns leicht zusammenfinden werden. Wir ersuchten den Bürgermeister, Basel möge das so glücklich begonnene Werk nicht ruhen lassen. Wir schrieben nach Bern; wir beschworen sie bei Allem, was uns heilig ist. Alle Guten hier wünschen einen glücklichen Ausgang. Möge Gott uns beistehn.““

Bürgermeister Meyer hatte in Basel nicht viel Gutes zu berichten über das, was er in dieser Sache in Zürich gesehen und gehört hatte; er hatte zweifellos den Eindruck empfangen, daß die Zürcher sich kühl und zurückhaltend, wenn nicht gar ablehnend und mißtrauisch verhielten. Myconius war vom Ergebnis unbefriedigt, ernüchtert und enttäuscht. Lesen wir seinen Brief vom 8. Januar an Bullinger:

„Nie bin ich euretwegen so verzweifelt gewesen wie gerade jetzt, nachdem Ihr den herzlich Bittenden so begegnet seid. Ein lügenhafter und stolzer Geist wohnt in Jenen, die eine solche Antwort gegeben haben. Den Grund sehe ich in der wachsenden Gottlosigkeit der Vorsteher des Volkes. Ich fürchte, es ist nur zu wahr, was kürzlich Jemand aus Solothurn mir sagte: ‚Bald wird die Ketzerei untergehen; es bleiben nur noch die beiden Städte Basel und Bern übrig. Zürich hat sich den fünf Orten ergeben; wir werden mühelos den Sieg davon tragen.‘ Oder soll ich jenen Männern nicht mißtrauisch sein, wenn ich höre, wie sie es jetzt treiben. Ich will die Worte nicht einzeln abwägen; doch in der ganzen Antwort finde ich kein gutes, kein frommes Wort. Guten Menschen ziemte eine solche Antwort nicht. Wenn Ihr Euch von Bern nicht verletzt fühlt, warum weist Ihr denn eine Versöhnung zurück? Doch ich weiß, Ihr fürchtet die fünf Orte; Ihr wollt nicht, daß sie von Euch sagen: die Zürcher haben wieder Freundschaft geschlossen mit Jenen, die sie in der höchsten Not so grausam verlassen haben. Aber Ihr vereinigt Euch mit Jenen, die die Euren getötet haben, die Euer Hab und Gut geraubt haben, die dem Zürcher Namen für ewige Zeiten das Brandmal der Schande aufgedrückt haben. Ihr vereinigt Euch nicht mit den Brüdern, die Euch zwar wehgetan haben, aber nun sich mit Euch aussöhnen möchten. Bürgermeister Meyer bezeugt, daß noch ein guter Same vorhanden ist in der Stadt — und noch mehr auf der Landschaft; doch im Übrigen habe er Dinge gesehen, die ihn schmerzen. Darüber will ich stillschweigend hinweggehen, und mich nur an das halten, was in deinem Briefe steht. Er wurde dem Rate zur Kenntnis gebracht. Was für eine Verzweiflung hat sich der Gemüter bemächtigt! Und wie fingen unsre Gegner an zu hoffen: die Zürcher warten nur auf die Gelegenheit, zur alten Kirche zurückzukehren; man fürchtet noch das Volk; der Rat ist bereits gewonnen. Bald wird auch das Volk seine Meinung ändern. Wie schmerzt es mich, das von den Deinen zu hören. Das Haupt ist krank. Heile, sonst ist Alles verloren.“

22. Januar 1534: Bullinger an Myconius: „Was soll ich noch schrei-

ben, da ich sehe, daß du an uns völlig verzweifelt bist? Du bist derart von unserm Abfall überzeugt, daß ich dich kaum durch mein Schreiben von dieser Meinung befreien werde. Ich allerdings hoffte, daß die Bestrebungen zu einer Aussöhnung, die von den Deinen so glücklich unternommen, zu einem guten Ende gebracht werden könnten, wenn die Berner ihre seelische Bereitschaft — sei es durch eine Gesandtschaft oder durch ein Schreiben — bekannt geben. Alle Guten bei uns hofften das. Jetzt, nachdem ich deinen so verbitterten Brief gelesen, vermute ich, daß die Hoffnung der guten Leute zu nichts wird. Wohlan, es geschehe Gottes Wille.

Wir wundern uns nicht, daß Eure Gesandten, diese vortrefflichen Männer, nicht Alles billigen, was bei uns geschieht; wir selber billigen so Vieles nicht. Wir werden übrigens nicht die Einzigen in dieser Welt sein, bei denen nicht Alles vollkommen ist. Wenn bei uns Alles lauter und rein wäre, so brauchten wir keine Hilfe, um die Eintracht wieder herzustellen; doch ich hoffe, daß sie auch jetzt uns nicht fehlen wird. Ich verspreche mir von den Deinen Besseres als du dir von den Unsern versprichst. Wir haben unsern Boten, die kürzlich nach Baden abgeordnet wurden, den ernstlichen Auftrag erteilt, was immer von den Bernern angeboten werde, gut aufzunehmen. Von dir höre ich jedoch, daß weder die Deinen noch die Berner etwas anbieten. Wie die Unsern das aufnehmen werden, weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß es göttliche Vorsehung, unvermeidliches Schicksal ist, wenn das Böse: Krieg, Knechtschaft, Verbannung, Untergang über uns Elende hereinbricht. Dann hilft alle Hilfe und alles Raten nichts mehr. Im Übrigen: sei nicht ängstlich. Wir sind nicht kleinmütig und verzagt. Ob wir nun unter diesen Menschen leben, die übrigens zum größten Teil nicht schlecht sind, denen wir das Evangelium verkünden; ob wir getötet werden oder in die Verbannung geschickt — komme was mag — wir werden nichts verheimlichen; wir werden wachen, wie du mahnst. Wir werden aufrufen zur Frömmigkeit und zur Standhaftigkeit; wir werden das Laster und die Lasterhaften tadeln nach der uns verliehenen Gnade. Mehr können wir nicht. Wir Alle werden unsre Sache dem anheimstellen, der auch unsre Schwäche und Geringheit zu seiner Ehre brauchen kann.“

12. Februar: Myconius an Bullinger: „Die Unsern erwarteten eine ganz andere Antwort, nachdem sie eine so ehrenvolle Gesandtschaft zu Euch geschickt. Einige waren fest überzeugt, daß das erreicht werde,

um dessetwillen man den Bürgermeister zu Euch abgeordnet hatte. Andre allerdings zweifelten, und zwar aus keinem andern Grunde, weil Ihr einen so uneinigen Rat habt. Was kann man Gutes von Clodius und den Clodianern erwarten? Sie wissen sehr wohl, welche Nachteile ihnen aus einer Verständigung erwachsen könnten. Die Unsern haben sich nun genug abgemüht in dieser Sache. Die Berner, die als der schuldige Teil angesehen werden, fürchten, daß sie eine solche Antwort erhalten, wenn sie etwas unternehmen, daß dadurch die Zwietracht eher vermehrt als vermindert wird. Ein sehr angesehener Mann hat mir dieser Tage geschrieben: ‚Gewisse Leute würden es schmerzlich empfinden, wenn eine Einigung zu Stande käme.‘ Die Innerschweiz zielt darauf hin, die Sache hinzuziehen, hinauszuschieben, damit, wenn sie Bern oder Basel angreift, Ihr diesen beiden Städten nicht zu Hilfe kommt. Es schmerzt mich, daß Ihr keine Freundschaft wollt mit den Berner Glaubensgenossen; Ihr fürchtet sie. Dagegen hegt und pflegt Ihr diejenigen, die Euch ausgeplündert haben. Ich sage es frei heraus: Wer die Ausöhnung hintertreibt, der ist kein guter Mensch. Es fehlt Euch an einem Rat, der über seine Verhandlungen Stillschweigen bewahrt, dem man sicher Alles anvertrauen kann. (Heimlicher Rat.) Wenn man Euch etwas mitteilt, so erfährt es der Feind sogleich — wie erst kürzlich geschehen. Wenn Bullinger schreibt, man habe den Gesandten nach Baden den Auftrag erteilt, Alles gut aufzunehmen, was vorgebracht werde, so habe Basel das Gleiche getan. Doch Zürich habe geschwiegen.“

12. März: Bullinger an Myconius: „In deinem letzten Schreiben hast du die heimlichen Räte erwähnt; ich wage es nicht, mir davon etwas zu versprechen. Sie sind nicht nur Einem, sondern Vielen zuwider. Nach unsrer unglücklichen Niederlage versprach die Stadt am 9. Dezember 1531 der Landschaft, die geheimen Räte zu beseitigen. Doch, wir wissen, woher dieser Vorschlag stammte. Wir haben dieses Abkommen wiederholt gebrochen und werden es wieder brechen, wenn nächstens Lavater Bürgermeister wird, den alle Guten herbeiwünschen. Nichts wäre uns nützlicher und nötiger als ein heimlicher Rat. Doch heute unternehmen wir noch nichts. Die Berner Praefekten von Lenzburg, Königsfelden, Aarburg und Schenkenburg waren dieser Tage in Zürich; sie schlossen mit einigen guten Männern Freundschaft. Der Rat und eine Anzahl der besten Bürger haben sie drei Tage auf das Beste bewirtet. Mögen wir bald Alle vereinigt werden.“



6. April: Bullinger an Myconius: „Die von Bern haben meinen Herren geschrieben, sie vernähmen, daß die fünf Orte merken lassen, Zürich werde bald wieder den alten Glauben annehmen. Darauf haben sie geantwortet:

„sy hoffend nitt, das sy den tag immer mee verläben söllind.“

\* \* \*

Der Wunsch Bullingers vom 12. März, daß Zürich und Bern bald vereinigt werden, blieb noch lange Zeit ein frommer Wunsch. Es ging ihnen wie den Königskindern im Volkslied:

„Sie konnten zusammen nicht kommen,  
Das Wasser war viel zu tief.“

Sie hatten gemeinsame Berührungspunkte, vor allem im neuen Glauben; doch in politischer Hinsicht war Bern ganz anders orientiert als Zürich. Hermann Escher sagt trefflich: „Bern war in der savoyischen Verwicklung zu sehr auf Freiburg angewiesen, als daß es hätte wagen dürfen, zugunsten Zürichs gegen die Fünf Orte jene Schwesterstadt vor den Kopf zu stoßen. Je weniger man in Bern imstande war, die Motive der zwinglischen Politik zu erkennen, desto weniger pflichtete man der ausschließlich kirchlichen Richtung bei, desto geringer hielt man die von seiten der Fünf Orte drohende Gefahr. Schon in der Mitte der zwanziger Jahre hatte Bern daran festgehalten, daß der Glaube eine Territorialangelegenheit sei.“ Nach der Niederlage war Zürich sehr geschwächt, Bern dagegen in ungebrochener Kraft, stand am Vorabend großer Taten. Das gedemütigte Zürich und das stolze Bern konnten sich jetzt nicht finden. Zürich wartete auf den ersten Schritt Berns, und Bern auf den ersten Schritt Zürichs; keines von beiden konnte sich dazu entschließen; der Graben war viel zu tief.

Auch im Briefwechsel zwischen Bullinger und Myconius spürt man einen innern Gegensatz, eine Spannung. In Myconius glühte noch das heilige Feuer seines Freundes Zwingli; er träumte noch von einer protestantischen Union. Er arbeitet an einem Zusammenschluß der reformierten Städte der Schweiz, an einer Verbindung mit den evangelischen

Städten in Deutschland, ferner mit Hessen und Württemberg, um mit dem Schwert in der Hand dem neuen Glauben zum Siege zu verhelfen. In Bullinger lebt ein anderer Geist. Wohl wünschte er den Zusammenschluß mit den Berner Glaubensgenossen, er hat sich dafür redlich abgemüht. Aber von einem Glaubenskrieg wollte er nichts wissen. Seit Kappel verabscheut er den Krieg. Er schrieb später einmal: „der Glaube soll kein Anlaß zur Trennung unter den Eidgenossen sein“.

Wäre es nach Myconius gegangen, so hätten die Eidgenossen bald einen neuen Religionskrieg gehabt, in dem fremde Truppen einmarschiert wären: deutsche, französische, italienische, spanische. Dann wäre wirklich das Ende der Eidgenossenschaft da gewesen. In Bullinger lebte der eidgenössische Staatsgedanke; er wollte mit seinen Zürchern in der Glaubensfreiheit leben; doch vergaßen sie die alten Freundschaften und Bündnisse nicht. Sie wollten dem Glauben die Eidgenossenschaft nicht opfern. Im Glauben waren sie mit der Innerschweiz uneinig; doch im eidgenössischen Gemeinschaftsgefühl, das sich im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet und gefestigt hatte, fühlten sie sich eins mit ihnen. Der Staatsgedanke, das eidgenössische Gemeinschaftsgefühl, hat unser Land gerettet vor dem Untergang in einem Religionskrieg. Wir Menschen von heute erkennen dankbar, wie klug und wie gut sie gehandelt haben.

## QUELLEN

Bullingers Briefe im Original:

E. II. 342. Staatsarchiv Zürich.

Briefe des Myconius:

E. II. 336. 343. Staatsarchiv Zürich.

In Abschrift chronologisch geordnet:

Simmlersche Sammlung, Bd. 32–35. Zentralbibliothek Zürich.

Ernst Gagliardi, Geschichte der Schweiz, umgestaltete und erweiterte Ausgabe, Zürich 1934/37, Bd. 2, S. 625 u. ff.

Hermann Escher, „Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland.“ Frauenfeld 1882, S. 159–164.